



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Im Mondschein mit Goethe.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

halten wird. Man sieht, wie bei diesem Hinblick auf das Ganze Krieg und Friede zusammentreffen. Die Begriffe von Krieg und Frieden vereinigen sich hier dem der treuen Gottesmacht, die das Schwert erhebt und niederlegt nicht nach eignem Gefallen, sondern im Amte eines Höhern. Scheint doch das Volk der „ehrlichen Waffen“ (wie die Italiener dereinst die deutsche Kriegführung nannten) nicht umsonst so mitten in die falsche, feindliche Welt gestellt, und nicht umsonst scheint alles Wahre in Glauben und Bildung sich zu ihm, wie auf einen sichern Fels, zu retten. Deutschland hat sich dies verantwortliche Amt durch seine Geschichte schwer verdienen müssen, und seine jetzige Stärke, in der es der Welt den eignen Frieden aufzwingt, ist nur ein gerechter Entgelt für die jammervollen Zeiten, in denen es so oft zum Schlachtfelde der Welt dienen mußte. Und diese Stärke scheint gerade jetzt nicht zufällig. Von allen Seiten leuchtet es blutrot am Himmel, und aus dem Boden brechen allenthalben unheimliche, zerstörungslüsterne Flämmchen. Ein Weltbrand, wie ihn noch keine Chronik berichtet und wie ihn kaum eine Chronik wird schildern können, droht der Menschheit, wenn nicht die feste Mauer vorhält, die Deutschland ihm entgegensetzt. Aber diese Mauer ist gut gebaut, und zu ihrer Wehr bereit steht ein Volk, das sichtbarlich Zeichen dafür hat, daß Gott mit ihm ist. Nichts außer ihm fürchtet es, denn es weiß, daß an dieser festen Burg der ganze Ernst und die ganze Macht des Bösen in der Welt zu Schanden werden muß. Sollte aber alle Anstrengung vergeblich, sollte es in der Vorsehung beschlossen sein, daß diese alte Welt wieder einmal im Vernichtungsbade sich verjünge, so wird es zuversichtlich der deutsche Adler sein, der wie ein Phönix aus den Flammen steigt, und in dieser aus seiner innersten Natur geschöpften Zuversicht wird auch im Weltensturz der Deutsche mutig stehen.

Si fractus illabatur orbis,
Impavidum ferient ruinae.



Im Mondschein mit Goethe.



as wäre die deutsche Lyrik ohne „das kleine Licht, das die Nacht regieret“? Von Gott am vierten Schöpfungstage an die Beste des Himmels gesetzt, zu geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre, sollte unser lieber Mond nach jenem Bibelworte der Menschheit zunächst eine freundliche Nachtlampe und ein Kalendermacher sein.

Seine Dienste in beiden Eigenschaften werden auch heute noch verlangt, und

Grenzboten I. 1888.

64

er leistet sie willig, unbekümmert darum, daß man oft auch sehr ungerechte Forderungen an ihn stellt — denn was kann er dafür, wenn finstre Wolkenmassen sich zwischen ihn und uns schieben, und die hohe Obrigkeit sich gleichwohl auf seine Hilfe hartnäckig steift?

Der Mond soll im Kalender stehn,
Doch auf den Straßen ist er nicht zu sehn,
Warum darauf die Polizei nicht achtet! (Zahme Xenien, V.)

Aber daran ist ja nur dem Philister gelegen, der da schimpft, wenn er das himmlische Nachtlicht nicht sieht, aber gleichwohl zu danken vergißt, wenn es ihm von der Stammkneipe heimleuchtet, als

gedrechselte Laterne
Überleuchtet alle Sterne,
(Triumph der Empfindsamkeit, zweiter Akt)

und das kann ihm gleichgiltig sein, unserm lieben Freund am Himmel.

Wir aber, die wir keine Philister sind, wir fühlen ganz andre Regungen in unsrer Brust bei seinem Anblick, bei seinem wechselnden Wachsen und Schwinden, Glühen und Dämmern, Aufstrahlen in reiner Luft und Begrabenwerden in Wetterwolken.

Die Sonne, deren vernichtendem Blick wir ungestraft gar nicht begegnen dürfen, umgießt uns alle mit jener fürchterlichen Helle, die uns rücksichtslos die Gegenwart enthüllt mit allen ihren Schönheiten und — häßlichen Fragen! In ihrem Lichte müssen wir schaffen und ringen, es stellt unser kleines Ich — für uns so groß, für Viele alles — unbarmherzig den Blicken der ganzen Welt bloß; da müssen wir sinnen und sorgen, daß wir nicht selber zur Frage werden vor all den Augen, die auf uns gerichtet sind mit tausenderlei Hoffnungen und Befürchtungen, Erwartungen und Ansprüchen, in Liebe und Haß, Vertrauen und Hinterlist.

Sänke die Sonne, ohne daß ein Mond im Wechselreihen mit ihr zeitweilig die folgende Nacht regierte, unser Dasein fiele aus blendendem Tagesglanz voll rauschender Lebensarbeit immer nur zurück in tiefes, naturgemäß lediglich durch den Schlaf überwindliches Dunkel, und so wiederum und wiederum, fort und fort, bis unsre letzte Nacht an das ewige Dunkel der Grabkammer sich angeschlossen.

Diese Schroffheit gleicht er aufs freundlichste aus, unser kleiner Nachtregent!

Es säuselt der Abend,
Es sinket die Sonne
Erquickend und labend
In Thau und in Wonne;
In Nebel und Flor
Schwankt Luna hervor. . . .

O Luna, ich vergesse
 Der Sonne gar gerne.
 O Luna, ich vergesse
 In deinen sanften Strahlen,
 In deinem lieben Lichte,
 Vor deinem Angesichte
 Der Sonne der Welt!

(Die ungleichen Hausgenossen, vierter Akt.)

Ja, vergessen läßt sie uns die nächtliche Leuchte, und mit ihr den Druck der aufreißenden Gegenwart; wir werden ruhig. Aber es ist nicht die totenähnliche, das Bewußtsein gänzlich verlöschende Ruhe des Schlafes, es ist nur die Ruhe der stillen Reflexion, des Empfindens. Vergangenheit und Zukunft, an die wir im Lichte der Sonne so selten und dann meist nur sorgenvoll denken können, dürfen sich im Lichte des Mondes faltenlos vor unsern geistigen Blicken ausbreiten; zu ihrer selbstlosen, stillen Betrachtung regt er uns an.

Forschend übersiehst dein Blick
 Eine großgemessne Weite.
 Hebe mich an deine Seite!

(An Luna)

ruft es dann in unserm Innersten.

Der Nachtwandler versucht es, mit seinem Körper zum Monde emporzuklimmen, so weit er kann; wir aber schwimmen wenigstens in Gedanken so gern mit ihm in der Weite des Raumes und der Zeiten. Sein geborgtes Licht erinnert uns zwar noch daran, daß wir der Erde und der Gegenwart angehören, hält uns mit beiden noch zusammen. Aber wir sind ihr Knecht nicht mehr, wenn er uns scheint. Erde und Gegenwart, wir haben sie unter uns, wie die Sonne selbst, die beide uns versinnlicht, über uns aber sein mild leuchtendes Antlitz!

Auch bei Tage steht ja der Mond am Himmel, doch da erdrückt ihn der Feuerpfuhl der Sonne, man sieht ihn kaum. Hast du, lieber Leser, den Mond einmal bei Tage gesehen — nein, zufällig entdeckt? Dann und wann gewiß. Dann weißt du es:

Der stille Mond, der dich bei Nacht erfreut,
 Dein Auge, dein Gemüt mit seinem Schein
 Unwiderstehlich lockt, er schwebt am Tage
 Ein unbedeutend blaßes Wölkchen hin.

(Tasso IV, 2.)

Wie anders, wenn sich die Sonne senkt!

Alles schwankt ins Ungewisse,
 Nebel schleichen in die Höh';
 Schwarzvertiefte Finsternisse
 Widerspiegelnd ruht der See.

Nun am östlichen Bereiche
 Ahn' ich Mondenglanz und Glut,
 Schwanker Weiden Haargezweige
 Scherzen auf der nächsten Flut.
 Durch bewegter Schatten Spiele
 Bittert Lunas Zauberchein,
 Und durchs Auge schleicht die Kühle
 Sänftigend ins Herz hinein.

(Chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten, VIII.)

Sa, so kommt sie am unbewölkten Nachthimmel herauf, Latonas keusche Tochter, ruhig das Sternengewimmel durchziehend, das sie umgiebt, erst weiß oder rot, dann silbern, endlich golden blinkend aus ihrem freundlichen Auge. Dann regiert sie, und nicht mehr ihr Bruder, der Sonnengott, und wir? wir lassen uns, ach und wie gerne, von ihr regieren! Unter ihren Einfluß gestellt, sind wir nicht mehr geneigt noch gewillt, zu wirken und zu handeln, aber auch nicht zu schlummern und der Welt uns entrücken zu lassen; wir wollen nur noch empfinden, nicht mehr gebend, nur nehmend uns der Wirkung überlassen, welche die Welt und was in ihr ist, in ihren milden Strahlen gebadet, auf uns ausübt. Und diese Wirkung, sie ist unter allen Umständen eine abschwächende, lösende, verklärende! Lunas Zauberchein ist selber nur der Abglanz des flammenden Tagesgestirns, von dessen Überfluß er wohlthätig gerade so viel verbreitet, als hinreicht, uns das Einzelne, das Gemeine zu verhüllen und nur das Allgemeine, das ewig schön ist, noch zu zeigen!

Das ist es im Grunde vor allem, was die Menschen hinauszieht, unwiderstehlich, in die von den Mondstrahlen durchflutete nächtliche Welt! Darum freue ich mich, wenn ich

Wandle mit verhülltem Schritte
 Durch den öden, finstern Wald

und

Luna bricht durch Busch und Eichen, (Die schöne Nacht)

darum sehne ich mich darnach, daß mir

Luna wieder
 Aus den Silberlocken lächle;
 (Triumph der Empfindsamkeit, vierter Akt)

darum beglückt und beseligt es mich, wenn

Endlich leuchtet meinem Pfad
 Luna klar und golden! (Neugriechische Liebeskolien, I)

darum schaue ich so gerne hin, wenn

ein Ring von Wäldchen rundet
 Um den Mond so heitern Kreis;
 (Faust II, klassische Walpurgisnacht)

darum fühle ich mich, fühlen wir uns alle so friedlich wohl, so jammerthalent-
rückt, wenn

Der Mond erhellt die Fichten
Und unseren Gesichten
Erscheinen die lichten,
Die Sternlein im Thal

(Bila, zweiter Aufzug)

oder wenn

die Bitterwellen
Uferneigend leise schwellen
Da, wo Luna doppelt leuchtet

(Faust II, klassische Walpurgisnacht)

und

wellenatmend ihr Gesicht
Rehrt doppelt schöner her.

(Der Fischer.)

Einmal singt der Dichter auch:

Wandelt der Mond und bewegt sich der Stern,
Junge und Alte, sie schlafen so gern,

(Epimenides' Erwachen I, 3)

doch scherzt er hier nur. Und wenn er an andrer Stelle bekennt:

Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen
Lag im Mondenschein,
Ganz von seinem Dämmerlicht umflossen,
Und ich dämmert' ein,

(An Belinden)

so ist das nur der einleitende Übergang zur Schilderung des Bildes der Ge-
liebten, wie es sich seinem Auge in träumerischer Mondnacht, entkleidet alles
äußern Tandes, reiner und begehrenswerter zeigt, als seinem irdischen Auge ihr
körperliches Antlitz im Kerzendurchstrahlten Prunksaal, und auch mit dieser Strophe
gibt er also, nur in versteckter Weise, lediglich dem Gefühl der Loslösung von
dem erdrückenden Wust des Tagesgewühles, der verklärenden, all unser Em-
pfinden reinigenden Gewalt der stillen Mondnacht Ausdruck. Wo aber hätte
er diesem Gefühle tiefere und innigere Worte verliehen, als in jener unsterb-
lichen, von Tausenden schon vor- und nachempfundenen Weise:

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Breitest über mein Gesicht
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Über mein Gesicht!

(An den Mond.)

Und wie verklärt er, der vertraute und verschwiegene Begleiter unsrer
Erdengänge, gerade das höchste, das schönste Empfinden, dessen wir fähig sind?

Auch ich bin jung gewesen, ehe ich alt wurde, lieber Leser, auch in mir hat er gesprüht, jener einzige Gottesfunke, der uns vergewissert, daß wir ein Teilchen, wenn auch nur ein winziges Teilchen, des in ewiger Glückseligkeit schaffenden Weltgeistes sind — die Liebe! Wir armen Sterblichen! Wir fühlen diesen Funken in uns, wir spielen mit ihm, und ehe wir uns dessen versehen, flammt er in uns auf zu versengender Lohe und würde uns verzehren, wenn nicht tausend Aufdringlichkeiten des täglichen Lebens — von uns so verwünscht und uns kurzfristigen Staubgebornen doch so heilsam — ihn immer wieder dämpften! Wie schmerzlich wir das auch empfinden, es ist so, wird so fein und muß so fein. Wir sind eben nicht reiner Geist, der in Liebe verglühen kann, ohne seinen Bau zu verändern, wir sind Körper mit einem Hauch von Gottesatem darin. Dieser Gottesatem soll uns erwärmen; dürften wir ihn anfachen zu ganzer, voller, überirdischer Glut, er würde uns verzehren!

In wessen Brust hat jener Funke wohl zu höhern und immer wieder neuen Flammen sich entzündet als in der des Altmeisters? Und wer hat wohl bewußter und entschlossener ihn immer wieder ausgedrückt zu heimlichem Glimmen als er?

Im Vollgeföhle seiner Gottähnlichkeit hat er einmal, angelangt bei dem Augenblicke, wo er den Kelchesrand zum Genuß an die Lippen zu setzen im Begriff war, der Geliebten zugefungen:

Nacht! so wär' es denn Nacht!
Nun übersteinst du des Mondes
Lieblichen, ladenden Glanz!

(Gegenwart.)

Doch das ist nur Vergötterung des Augenblickes, ebenso wie sein andrer, aus dem Orient entlehnter Gesang:

Die Sonne kommt! Ein Prachterscheinen!
Der Sichelmond umklammert sie.
Wer konnte solches Paar vereinen?
Das Rätsel, wie erklärt sichs? Wie?
Du nennst mich, Liebchen, deine Sonne,
Komm süßer Mond, umklammre mich!

(Westfälischer Divan.)

Auch die poetische Verklärung des Sinnlichen in der Liebe hat ihre Berechtigung bei Goethe. Aber doch nur, weil wir es wohl wissen, daß er auch die Not der Selbstbeschränkung beim Emporlodern des göttlichen Funkens genau kennt, und weil er auch dem wollüstigen Schmerz der Sehnsucht, der Entsagung, der Erinnerung seinen Tribut gezollt hat in ewig typischen Worten, die ihm, als dem poetischen Mumfasser der Geföhle der gebildeten Menschheit, wie bei allen, so auch bei diesen Regungen den Kranz der Unsterblichkeit auf die Stirn gedrückt haben.

Und auch dabei hast du ihm wieder geleuchtet, hast du ihn wieder begeistert, du magisches, alles beruhigendes, lösendes Mondlicht!

Dich ehr' ich, heiliges Licht,
 Reiner, hoher Gefühle Freund!
 Du, der du mir
 Der Liebe stockende Schmerzen
 Im Busen auf zu sanften Thränen lösest!
 (Triumph der Empfindsamkeit, dritter Akt.)

Ist je die Versöhnung zwischen der Notwendigkeit des Sichfesthaltens am Rande des Kraters und dem Drange nach dem Sturze ins verzehrende Feuer der Liebesglut poetischer zum Ausdruck gelangt, als hier unter Anrufung des kleinen Himmelslichtes? Oder kann der das ungestillte Liebessehnen beschwichtigende, den Schmerz der Trennung mildernde, und doch auch die beglückende Hoffnung auf Erfüllung wach haltende Zauber der Mondnacht überzeugender zur Darstellung gebracht werden als in jenen Strophen, die der Dichter, als er im Jahre 1828 einsam und traurig auf Dornburgs Felsenhöhe weilte, sich selber zum Troste, zur Beruhigung sang:

Willst du mich sogleich verlassen?
 Warst im Augenblick so nah!
 Dich umfinstern Wolkenmassen,
 Und nun bist du gar nicht da!

Doch du fühlst, wie ich betrübt bin,
 Blickt dein Rand herauf als Stern!
 Zeuget mir, daß ich geliebt bin,
 Sei das Liebchen noch so fern!

So hinan denn! Hell und heller
 Reiner Bahn, in voller Pracht!
 Schlägt mein Herz auch schmerzlich schneller,
 Überjelig ist die Nacht! (Dem aufgehenden Vollmond.)

Ewig wird es wahr bleiben: „Des Geistes Flutstrom ebbet nach und nach,“ sobald Mondlicht uns umfließt, und nie zu sanfterem Wellenschlage, als wenn der Affekt der Liebe ihn aufgewühlt hat.

Ich denke dein, wenn sich des Mondes Flimmer
 In Duellen malt — (Nähe des Geliebten)

wie viele haben dies dem Dichter nachgesungen, wenn Amors Pfeil sie erreicht hatte, in mondbeglänzten Zaubernächten aber wohl kaum jemals mit Verlangen nach glühendem Genuß, sondern wohl stets nur mit dem Gefühle süßer Beruhigung oder lindernden Trostes.

Wohin? Wohin?

bin auch ich vor Jahren so gern geflohen mit jenem Pfeil im Herzen? Dahin:

Wo du, heiliger Mond, auf den Wipfeln
 Meiner Bäume dämmertest! (Stella, fünfter Akt.)

Ob ich dann

In dem stillen Mondenscheine
Wandelt' schmachtend und alleine

(Claudine von Villa Bella)

oder

weinte jammernd in mein Saitenspiel,
Der Thau der Nacht benetzte mein Kleider,

stets schien

Der hohe Mond mir tröstend zu verweilen.

(Ebenda.)

Das Bild der noch nicht von mir verstandenen, oder der zwar gewonnenen, aber fernem oder schmollenden Geliebten, es stand dann nie mehr vor mir als die leuchtende Lichtgestalt, der ich mit Wonneschauern das Mark meines Lebens zum Verzehren dahingegeben hätte, sondern immer nur wie ein mild leuchtender, die Wangen der Leidenschaft mir glättender Friedensengel, nicht mehr als die Sonne, nur noch als der Mond meines Lebens, nicht mehr überstrahlend den „lieblichen, labenden Glanz“ des nächtlichen Lichtspenders, sondern ich sang mit dem Dichter:

Mir ist es, denk ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn;
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geschehn!

(Jägers Abendlied.)

Friede! Ja „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“ Aber auch „Ehre sei Gott in der Höhe!“ predigt uns der treue Gefährte unsrer Abendstunden — freilich nicht jenem Gotte der Bibel, der, von Engeln umfungen, auf dem Zenith des blauen Himmelsgewölbes in unerreichbarer Höhe über uns thront, uns segnend oder strafend, je nachdem wir es verdienen, sondern dem allumfassenden, alldurchbringenden Weltgeist, der da lebt und atmet im Sphärenklang der rollenden Welten so gut wie in unserm erkennenden Geiste, in dem Blütenduft des knospenden Baumes und in dem Klingen des berstenden Felsgesteins — zu ihm hebt er uns hinauf, über unser irdisches Leben und Empfinden hoch hinauf, über Tod und Grab hinweg zur Gewißheit ewigen Lebens!

Hebe uns an deine Seite!

Dieser Dichterruf ergeht nie vergebens an unsern himmlischen Freund, wenn wir seiner einmal im höhern Sinne gedenken als eines Wesens mit Berechtigung des Daseins um seiner selbst willen, ohne Beziehung auf unser persönliches Seelenleben. Wie lange hat man sich gesträubt, ihn als ein solches Wesen anzuerkennen!

Zuerst sollte er nur eine Leuchte sein, von Gott-Vater ausgehängt, um die Nacht der Erde, damals des Weltalls, uns Kindern freundlich zu erhellen. Dann rückte er auf zu einem Weltenball, man gestand ihm das Recht zu, um die Erde als selbständiger Körper kreisen zu dürfen, wie man dies der Sonne auch gestattete; doch waren beide immer noch nichts als dienende Begleiter der Mutter Erde, um ihre Willen erschaffen. Endlich kehrte sich alles um und um;

die Sonne stand fest, um sie lief die Erde und läuft sie noch und reißt unsern Mond, der wieder sie eigenläufig umkreist, in anmutigen Schnörkeln mit sich herum. Die Erde ist eine Tochter der Sonne geworden, ein von ihrem Leibe abgeschleuderter, jetzt notdürftig umkrusteter Feuertropfen, der Mond aber hat sich als ein Kind der Erde entpuppt, die Sonne ist seine Großmutter geworden. Freilich weiß er das nicht, unser Freund, denn nach irdischen Begriffen ist er tot, und nur seinen Leichnam führt Mutter Erde, die auch schon beginnt zu erkalten, noch mit sich herum, während Großmutter Sonne noch von Jugendfeuer glüht und noch Kind und Kindeskind mit ihren Strahlen beleuchtet, so liebevoll, daß jene im Weltengewimmel immer noch wiederstrahlend zu sehen sind und, obwohl längst kalt und finster, scheinbar doch mit gleichem Feuer leuchten.

Schwester von dem ersten Licht

redet deshalb sogar der Dichter, antiker Anschauung folgend, den Trabanten der Erde an,

Bild der Gürtlichkeit in Trauer,
Nebel schwimmt mit Silberschauer
Um dein reizendes Gesicht!

(An Luna.)

Im Sphärengeflocht der Weltkörper setzt sich das Leben der Ahnen nicht in demjenigen der Nachkommen fort wie bei uns Menschen; da ist es Vorwieg, geboren zu werden. Der Enkel stirbt unrettbar ab vor dem Kinde, dieses vor der Mutter, und wenn endlich letzterer das Leben erlischt, die Blut verblaßt, da sind Kinder und Enkel nicht einmal mehr sichtbar, dunkle Gerippe nur noch — wenn nicht längst zertrümmert, zu Atomen aufgelöst und im Weltraum verloren!

Daß der Mond uns jetzt so verödet erscheint, das könnte uns zunächst wohl mit dem Gefühl des Ängstlichen, Unheimlichen erfüllen. Da möchte uns grauen vor seinem Vollglanze, der uns so trügerisch und gespenstig umleuchten darf, und richtiger möchte es uns dünken, wenn er uns nie anders anblickte, als mit dem Greisenantlitz, mit welchem er dereinst den nächtlichen Spuk der Blockbergwallfahrt zuschaute:

Wie traurig steigt die unvollkommene Scheibe
Des roten Monds mit später Glut heran
Und leuchtet schlecht,

(Faust I, Walpurgisnacht)

Da möchten wir der Lotte des Dichters Recht geben, wenn sie sagt:

Niemals gehe ich im Mondlicht spazieren, niemals daß mir nicht der Gedanke an meine Verstorbene begegnete, daß nicht das Gefühl von Tod, von Zukunft über mich käme.

(Werther, Erstes Buch.)

Von Tod!

Es schweigt der Wind!
Es flieht der Stern!
Der trübe Mond verbirgt sich gern!

(Faust I, Walpurgisnacht.)

Aber auch von Zukunft!

Grenzboten I. 1888.

Bist du denn wirklich tot, o Mond? Nach irdischen Begriffen ja! Wo aber wären sie denn hin, die Millionen einzelner Funken des Weltgeistes, die vormals auch auf dir blitzend und erkennend sich offenbarten? Sind sie spurlos versprüht? Verflüchtigt er sich ins Nichts, der Weltengeist, mit dem Verfall der Weltenkörper, in denen er sich regte? Und können sie ins Nichts zerfallen, diese Welten? Ist alles nur eine Durchgangsentwicklung zum großen Nirwan? Nein! Die Menschen, die einst auf dir wandelten und dachten, als du noch keine ausgebrannte Schlacke warst, haben jedenfalls so gut erkannt wie wir, daß du aus denselben Urstoffen zusammengesetzt bist wie der Weltenball, den der bewegliche Käfig unsers Geistes täglich mit Füßen tritt, aus denselben Elementen wie Großmutter Sonne, wie alle Weltenkörper überhaupt, und daß kein Körnchen dieser Stoffe jemals verloren gehen kann, daß im All nicht Untergang — wohin auch? — und Leere das Letzte ist, sondern nur Wechsel herrscht und Umgestaltung, daß es folglich überhaupt kein Letztes giebt, sondern nur eine Ewigkeit. Mögen deine Trümmer, o Mond, sich dereinst zerstreuen, wohin immer, jedes Atom wird sich wieder einfügen in irgend ein Gebilde, in welchem der Weltgeist wieder eine Wohnstätte finden muß. Jetzt bist du noch körperlich. Bist du nicht mehr, ist auch die Erde nicht mehr, da werden deine zersehten Atome in Millionen andrer Körper den Augen andrer Weltenbewohner wieder entgegenflimmern. Deß sind wir, zu dir aufschauend, gewiß! Das kündigt uns der wimmelnde Sternenhimmel, mit seinen fallenden Schnuppen, dein eignes Bild.

Sternenglanz, ein liebe reich Betuern,
Mondenschein, liebevoll Vertrau'n! (Pandora, erster Aufzug.)

Vertrauen! Und damit zieht schon das beseligende Vollgefühl der Gewißheit künftigen Lebens in unser Gemüt ein, wenn wir in ernster Stimmung zum Monde aufschauen. Wir begreifen, daß auch wir als das, was wir jetzt sind, dereinst zur Ruhe kommen, d. h. uns auflösen müssen, wie auch er sich einst gänzlich auflösen wird. Aber wir fühlen zugleich, daß der Tod nur den Übergang zu andern Daseinsformen bedeutet, die wir zwar nicht zu erkennen vermögen, aber dennoch ahnen und vertrauensvoll voraussetzen, nach denen wir hinstreben, wenn das Leben, das wir jetzt leben, mit dem Verfall der Hülle des uns beseelenden Geistesfunken oder infolge uns bedrängender irdischer Qualen seinen Reiz verliert. Das ist die Stimmung Fausts in dem Augenblick, wo er die „einzige Phiole“ mit dem braunen Wundersaft aus ihrem alten Futterale löst, es ist die Grundstimmung seines Gemütes schon bei seinen frühern Worten:

O sähest du, voller Mondenschein,
Zum letzten mal auf meine Pein,
Den ich so manche Mitternacht
An meinem Pult herangewacht!
Dann über Büchern und Papier,
Trübsel'ger Freund, erscheinst du mir!

O könnt' ich doch auf Bergeshöhen
 In deinem lieben Lichte gehen,
 Um Bergeshöhle mit Geistern schweben,
 Auf Wiesen in deinem Dämmer weben,
 Von allem Wissensqualm entladen
 In deinem Thau gesund mich baden!

(Faust I, 1.)

Schon mit diesen Worten spricht er deutlich die Sehnsucht nach dem Aufhören seines irdischen Lebens aus, den Wunsch nach dem Beginn eines andern Daseins, die Hoffnung sogar, daß dies dann ein gesteigertes, ein höher entwickeltes sein werde — jedenfalls die Zuversicht auf den Beginn eines solchen.

„Trübsel'ger Freund!“ ruft er zwar den aufsteigenden Mond an. Er vergleicht sein schon entseeltes Rund mit seinem eignen unzulänglichen, zum Wegwerfen ihm reif scheinenden Dasein, und doch möchte er in seinem lieben Lichte gehn, in seinem Thau gesund sich baden, er fühlt es, daß die Mondstrahlen, welche in seine Zelle dringen, von einem ewigen Lichte ausgehen, durch seinen „trübseligen Freund“ nur vermittelt werden und durch andre Monde vermittelt werden müssen, wenn die Kraft des jetzigen zu Ende geht! Im Urlichte möchte er sich sonnen, im Urthau sich baden.

Licht des Himmels, du leuchtest ewig! Thau des Mondes, du träufelst immerdar! Ewig werden Welten dasein als eure Träger und Vermittler, und ewig auf ihnen Wesen entstehen und vergehen, die sich in euch bespiegeln, in euch baden! Und der Geist, der dies mit Bewußtsein genießt, wird ewig ein Teil sein des großen Weltengeistes, der alles durchdringt, sich offenbarend in unendlich vielen Funken, zeitlich und räumlich!

Was der Dichter sang in einer der geistbewegtesten Stunden, die er je gehabt haben mag:

Nacht ist schon hereingefunken,
 Schließt sich heilig Stern an Stern,
 Große Dichter, kleine Funken
 Glitzern nah und glänzen fern;
 Glitzern in dem See sich spiegelnd,
 Glänzen oben klarer Nacht;
 Tiefsten Ruhens Glück besiegelnd
 Herrscht des Mondes volle Pracht!

(Faust II, 1)

das wird mit wechselnden Worten in Ewigkeiten fortgesungen werden zu immer neuen, aus demselben Stoff gewirkten Weltlichtern, und der Geist, der die Sänger treiben wird, zum alten und ewig neuen Lied in die Harfe zu greifen, wird ewig derselbe sein, der auch in unsern Körpern einst seine Heimstätte aufgeschlagen hatte. Wir sind, um zu sein. Wir werden aufhören zu sein, was wir sind, aber niemals aufhören zu sein!